

## „QUO VADIS, KIRCHE?“

VORTRAG FESTKOMMERS FRANKONIA CZERNOWITZ ERLANGEN

21.05.2022

Zunächst muss ich gestehen: In all den Jahrzehnten meines Dienstes hatte ich noch nie die besondere Ehre einen Festvortrag bei einem Festkommers einer Studentenverbindung halten zu dürfen.

Ich muss auch gestehen: Jetzt im Ruhestand wollte ich mich vor dieser Ehre drücken, aber Herr Lukas Werner ließ nicht nach und so habe ich mir gedacht: Im Ruhestand soll man nicht faul werden, sondern die Herausforderungen annehmen, die einem da noch gestellt werden – und so bin ich dankbar dafür, diesen Festvortrag heute Abend halten zu dürfen.

Herr Werner meinte, es solle um die gegenwärtige und künftige Situation von Kirche gehen, ein Thema, mit dem ich mich als Pfarrer und vor allem als Dekan ständig und intensiv beschäftigen musste. Auch wenn ich jetzt schon fast zwei Jahre „draußen“ bin, fordert mich dieses Thematik weiterhin heraus und ich verfolge natürlich interessiert die neuesten Entwicklungen, habe jetzt ja auch etwas mehr Zeit dazu.

Ein Vortrag benötigt aber nicht nur einen Inhalt, sondern auch eine Überschrift. Nach langem Überlegen habe ich meinem Vortrag die Überschrift gegeben:

„Quo vadis, Kirche?“ – Wohin gehst du, Kirche?

Wer die Legende hinter dieser Fragestellung nicht kennen sollte, dem empfehle ich, im Sommer nach Rom zu fahren, in die Kapelle an der Via Appia Antica 51 zu gehen und sich die Legende erläutern zu lassen. Wer es kürzer und schneller will, kann im Internet nachschauen.

Noch eine Vorbemerkung:

Der Vortrag ist keine wissenschaftliche Abhandlung, sondern gibt meine langjährige Erfahrung mit kirchlichen Entwicklungen wider, letztlich meine innere Einstellung, meine innerste und durchaus kritische Glaubenseinstellung. Und ich will mich dabei auf ca. 30 bis 40 Minuten beschränken, eigentlich könnte

das Thema ganze Abende füllen.

„Wohin gehst du, Kirche?“ – es geht um einen Weg. In der Antike wurde das Christentum als „der neue Weg“ bezeichnet und Jesus selbst spricht von seiner Nachfolge als Weg.

Zum Einstieg vier Wegmarken, von denen drei in den neuen Bundesländern liegen – ich habe sie deshalb ausgewählt, weil durch die sog.

Wiedervereinigung mit der früheren DDR ganz neue Entwicklungen und Herausforderungen auf unsere frühere bundesrepublikanische Kirche zugekommen sind. Ich behaupte: Bei der Wiedervereinigung haben die Menschen in der früheren DDR unser Wirtschafts- und Sozialsystem

übernommen und wir deren Religionslosigkeit, die Auffassung oder Erfahrung: Man kann auch ohne Religion leben.

Religionssoziologen sagen: die nördliche Tschechei und das Gebiet der früheren DDR seien die religionslosesten Gebiete der ganzen Erde. Mit der Behauptung, Religion sei unwissenschaftlich, ja widerspreche der Wissenschaft hat der Sozialismus es geschafft, die Menschen religionslos zu machen – und auf uns ist das die letzten 30 Jahre so übergeschwappt, dass der Anteil der Kirchen auf unter 50 % der Bevölkerung gesunken ist – wobei die Missbrauchsaffäre das noch erheblichst beschleunigt hat.

Die erste Wegmarke spielt im Osten Berlins: Prof. Eberhard Tiefensee von der röm.-kath. Fakultät Erfurt, inzwischen emeritiert, röm.-kath. Priester – sein Bruder war übrigens mal Oberbürgermeister von Leipzig und auch mal Bundesverkehrsminister – der hat an einem Bahnhof im Osten Berlins bei Jugendlichen eine Umfrage durchgeführt: „Sind Sie eher atheistisch oder eher religiös eingestellt?“ Eine der bemerktesten Antworten war: „Weder noch – ich bin normal!“

Die zweite Wegmarke spielt in Leipzig. Pfr. Andreas Knapp arbeitet dort in einer Plattenbausiedlung. Er will Kirche leben ohne Privilegien, Ansehen und Besitz. Alle Jahre wird in diesem Stadtteil eine weiße Weihnachtswunderwelt aufgebaut, eine Mischung aus Spielzeugparadies und Märchenland. Für eine Weihnatskrippe wäre dort kein Platz. Pfr. Knapp erzählt: „Als eine christliche Jugendgruppe vor dem Einkaufszentrum Adventslieder gesungen hat, empörte sich ein Passant mit den Worten: Jetzt wollen sich die Christen auch noch das Weihnachtsfest unter den Nagel reißen.“

Die dritte Wegmarke habe ich persönlich in Leipzig erlebt. Ich habe dort eine Hochzeit gehalten, der Bräutigam von hier, sehr kirchlich geprägt, von Beruf Musiker in Leipzig. Dort hatte er auch die Braut kennengelernt aus der Gegend von Leipzig, Opernsängerin von Beruf, nicht getauft und kirchlich weiter nicht berührt – wobei mir welche sagten: So wie die das „Ave Maria“ singt, haben sie es noch nie gehört. Jedenfalls bin ich zur Hochzeitsfeier noch etwas geblieben und saß mit Kolleginnen der Braut zusammen. Die sagten mir, ich sei der erste Pfarrer, den sie in ihrem ganzen Leben bisher getroffen hätten. Wir kamen in ein tieferes Gespräch und ich fragte sie, wie sie denn mit Leid und Tod umgingen, wie sie das verarbeiten würden. Antwort: Das ist dann halt so, das gehört zum Leben, da muss man durch.

Die vierte Wegmarke habe ich als Pfarrer in Uttenreuth erlebt. Irgendwann kamen Männer zu mir, ehrenamtlich sehr in der Gemeinde engagiert, und meinten, sie möchten einen Männertreff aufmachen unter dem Motto: „Männer glauben anders“. Ob ich wüsste, wo es so etwas schon gäbe, damit sie sich daran orientieren könnten. Ich sollte aber damit weiter keine Arbeit haben, sie würden das schon machen, ich wäre aber zu den Treffen als Teilnehmer immer eingeladen. Der Männertreff hat sich etabliert, er trifft sich einmal im Monat, hat immer ein eigenes von den Männern ausgesuchtes Thema - und beginnt mit

einer Brotzeit – so um die 20 Männer kommen dazu, natürlich nicht immer, da sie ja auch familiär und beruflich eingespannt und viel unterwegs sind.

Soweit diese vier Wegmarken, auf die ich zum Schluss noch eingehen will.

„Wohin gehst du, Kirche?“

In Deutschland hat sich unsere Kirche auf den sog. „synodalen Weg“ gemacht. Inzwischen hat ihn Papst Franziskus in etwas anderer Form für die ganze Weltkirche vorgeschrieben.

Auslöser des synodalen Weges bei uns ist der Missbrauchsskandal mit seinen verheerenden Auswirkungen für die Betroffenen. Das Leben vieler Menschen wurde durch Vertreter der Kirche, vor allem durch Priester, zerstört. Als Folge geriet das ganze System Kirche ins Wanken und es kam zum Vorschein, wie dringend eine Erneuerung notwendig wäre, um so etwas künftig zu verhindern.

Der Jesuit Klaus Mertes hat Anfang 2010 in Berlin mit der Aufdeckung und Veröffentlichung der Missbrauchsfälle begonnen und damit eine Lawine ins Rollen gebracht. Übrigens meinten polnische Kollegen, als sie davon hörten: Was tut ihr uns damit an? Denn diese „Verschmutzung“ von Kirche darf es nach deren Auffassung einfach nicht geben, das schade der Kirche. Doch hier geht es zunächst nicht um den Schaden für die Kirche, sondern um das Leiden der Opfer und um eine Wiedergutmachung, soweit das überhaupt möglich ist. Im Mai 2010 habe ich dazu der Deutschen Welle ein Interview gegeben, die hatten mich angefragt und gesagt, sie hätten in ganz Deutschland rumtelefoniert, alle Diözesen hätten abgelehnt, nur die Pressesprecherin von Bamberg hat gemeint, sie sollten mich mal anrufen. Ich würde das schon machen – und da habe ich wie Klaus Mertes ganz klar betont, dass es eben zunächst nicht um die Kirche und ihr Ansehen, sondern um die Opfer geht und dann darum, wie das künftig zu verhindern oder zumindest einzuschränken ist. Es geht dabei natürlich auch um die grundlegende Frage: Wie kann es zum Missbrauch kommen? Er geschieht leider in allen Einrichtungen, wo Erwachsene mit Kindern arbeiten und besonders häufig in den Familien. Das ist aber keine Entschuldigung, denn Kirche hat ja einen besonders hohen Vertrauensanspruch und Kinder werden ihr voll Vertrauen anvertraut.

Es stellte sich heraus: Bei den Tätern und Täterinnen (es sind auch Frauen bzw. Nonnen darunter, aber nur wenige) geht es um eine unreife Sexualität, aber auch um eine falsche Machtausübung, die in einem falschen Klerikalismus begründet liegt. Es geht also um inhaltliche und um systemische Anfragen an die Kirche und um eine inhaltliche und systemische Reform.

Um es nochmals zu betonen: Im Mittelpunkt stehen die Opfer, damit es aber nicht oder nur ganz erschwert zum Missbrauch kommt (ganz lässt er sich wohl trotz aller Prävention nicht ausschließen) muss die Kirche ihren zukünftigen Weg ändern, muss sie eine neue Richtung einschlagen, muss sie sich neu auf den Auftrag Jesu und seinen Weg besinnen.

Dem will sich der synodale Weg in Deutschland stellen. Er geht zurück auf eine Studie, welche die Bischöfe in Auftrag gegeben hatten und als deren Folge sie im März 2019 beschlossen, zusammen mit dem Zentralkomitee der

deutschen Katholiken einen verbindlichen Synodalen Weg zu gehen, der zunächst folgende drei Themenbereiche beinhalten sollte:

1. Das Vertrauen der Menschen wurde durch klerikalen Machtmissbrauch verraten ; es sei deshalb nötig, Wege zum Machtabbau in der Kirche zu finden – es geht also um den richtigen Umgang mit der Macht.
2. Die Lebensform der Bischöfe und Priester erfordere Änderungen, welche die innere Freiheit aus dem Glauben und die Orientierung am Beispiel Jesu zeigen. Es geht hier vor allem um den Zölibat und das ehelose Leben und den Lebensstil von Bischöfen und Priestern – zwei Stichworte: Vereinsamung und Überforderung durch den Rückgang an kirchlichen MitarbeiterInnen und immer größere Aufgaben durch die immer größer werdenden Seelsorgebereiche.
3. Die Sexualmoral der Kirche hat entscheidende Erkenntnisse aus Theologie und Humanwissenschaften noch nicht an- und aufgenommen; es gibt eine mangelnde Sprachfähigkeit bei diesen Fragen und die Mehrheit der Getauften orientiert sich nicht mehr an der kirchlichen Sexuallehre.

Auf Anregung des Zentralkomitees kam ein vierter Punkt hinzu:

4. Die Rolle der Frauen in der Kirche – denn auch hier gärt es gewaltig, ich nenne nur Maria 2.0.

Ich will hier nicht auf Schwierigkeiten, Konflikte, Kritik, Widerstände gegen den synodalen Weg groß eingehen, etwa auf die Flut von Papieren, welche die Synodalen bewältigen müssen und auf die oft sehr theologische Fachsprache, die für Nicht-Theologen häufig nur schwer zu verstehen ist. Außerdem gibt es im Vatikan die große Angst, Deutschland würde hier einen Sonderweg gehen, man erinnert sich, dass die Reformation von Deutschland ausging und so traut man den Deutschen immer noch nicht so richtig.

Der synodale Weg versteht sich als Gesprächsprozess, viele seiner Ergebnisse werden erst noch mit Rom abgestimmt werden müssen.

Als sein Ziel formuliert die Satzung:

„Als getaufte Frauen und Männer sind wir berufen ‚die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes‘ in Wort und Tat zu verkündigen, so dass Menschen die Frohe Botschaft in Freiheit hören und annehmen können. Wir wollen auf dem synodalen Weg die Voraussetzungen dafür verbessern, dass wir diese Aufgabe glaubwürdig erfüllen können.“

Auf die Zusammensetzung möchte ich hier auch kurz eingehen:

Ihm gehören an die 69 Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz und 69 Mitglieder aus dem Zentralkomitee der Deutschen Katholiken. Dazu kommen Vertreter verschiedener innerkirchlicher Gruppierungen wie Orden, Priesterräte, Jugend, ständige Diakone, Pastoral- und GemeindereferentInnen, Theologische Fakultäten, neue geistliche Gemeinschaften und der Generalvikare. Außerdem wurden noch 20 Frauen

und Männer mit eigenständigen Aufgaben berufen, insgesamt hat die Synodalversammlung über 200 Mitglieder.

Welche Rechtswirksamkeit besitzt nun der synodale Weg?

Dazu heißt es in der Satzung: „Beschlüsse der Synodalversammlung entfalten von sich aus keine Rechtswirkung. Die Vollmacht der Bischofskonferenz und der einzelnen Diözesanbischöfe, im Rahmen ihrer jeweiligen Zuständigkeit Rechtsnormen zu erlassen und ihr Lehramt auszuüben, bleibt durch die Beschlüsse unberührt.“

Ich denke, hier kann es noch sehr viel Konfliktstoff geben, denn die Erwartungen sind hoch. Hier wird sich die Machtfrage nochmals ganz zugespitzt stellen.

Auf die Arbeitsweise des synodalen Weges will ich ebenfalls eingehen: Ursprünglich waren vier Synodalversammlungen zu den vier Themen geplant, immer an einem Wochenende in Frankfurt, inzwischen hat man eine fünfte Versammlung vom 9. – 11. März 2023 hinzugefügt, weil man einfach mehr Beratungszeit benötigt. Zu den einzelnen Themen gibt es auch Regionalversammlungen, die Vorlagen erarbeiten können.

Wer solche Konferenzen mit der Fülle an Papieren und der Terminknappheit kennt, kann nur den Hut ziehen und Respekt vor dieser Arbeit haben. Der ev.-luth. Dekan Peter Huschke würde sagen:

Vergnügungssteuerpflichtig ist das nicht.

Die Atmosphäre ist trotzdem sehr konstruktiv, offen, respektvoll und wohlwollend, so berichten TeilnehmerInnen.

Übrigens stammt auch aus unserem Dekanat ein Synodale: Michael Korschinsky von Herz-Jesu.

Es lastet ein sehr hoher Erwartungsdruck auf diesem synodalen Weg. Er muss die deutsche Kirche in die Zukunft führen. Sollte er scheitern und seine Beschlüsse nur Makulatur sein, würde unsere Kirche in ihre nächste, vielleicht letzte tiefe Krise kommen und viele noch Engagierte sie verlassen. Viele sagen, das sei die letzte Chance für die Kirche.

Dabei muss klar sein: Unser Auftrag als Kirche ist es nicht, Strukturdebatten zu führen, sondern nach dem Beispiel Jesu für die Menschen da zu sein, wenn sie uns brauchen oder anfragen. Kirche ist nicht für sich da, sondern für das Leben der Menschen, damit sie das Leben in Fülle haben.

Sicherlich braucht es für diesen Auftrag eine Organisation und eine Struktur. Anfänge finden sich im NT, wenn Jesus etwa seine Jünger zu zweit aussendet und ihnen sagt, was sie mitnehmen sollen und was nicht. Oder im sog. Apostelkonzil wird entschieden, dass Heiden getauft werden können ohne vorher Juden werden zu müssen. Darüber wurde heftigst gestritten, Petrus/Paulus, fast wäre damals die Kirche auseinandergebrochen.

Jedenfalls haben sich die Strukturen der Kirche erst langsam herausgebildet, im NT sind welche vorgezeichnet, sie lassen sich aber unterschiedlich

deuten. Bei der Gemeindeleitung etwa hat Paulus selbst welche ausgewählt, andere Gemeindeleiter wurden von den Gemeinden gewählt – und es waren wohl ebenfalls Frauen darunter – und zur Gemeindeleitung gehörte wohl nicht bindend das Vorstehen in der Eucharistie.

Für den richtigen Umgang mit der Macht gilt:

Durch Taufe und Firmung gehören alle zum pilgernden Gottesvolk. Jede und jeder besitzt ihre und seine Talente und Fähigkeiten, die es einzubringen gilt. Alle sollen teilhaben an der Macht. Teilhabe aller und das Subsidiaritätsprinzip bilden die Grundlage für den Umgang mit der Macht. Dafür benötigt die Kirche eine synodale Struktur, die es übrigens in der Vergangenheit bereits gab.

Das macht das Leiten schwieriger, weil ich z.B. als Pfarrer keine einsamen Entscheidungen mehr treffen kann, sondern die Zustimmung aller einholen muss, was durchaus zu Konflikten führen kann – aber was letztlich alle mittragen, bewegt auch alle und damit bewegen sie gemeinsam was.

„Macht hat, wer was macht“ und „lassen“ – wer was machen will, lassen; ist es vernünftig, setzt es sich durch, und das ist dann gut so, ansonsten verschwindet es wieder. „Versuch und Irrtum“ ist so ein jesuitisches Prinzip oder „Learning by doing“ sagen die Pfadfinder.

Ohne Macht geht es nicht und die Machtfrage muss immer in der Kirche thematisiert werden, auch und gerade in der Ausbildung ihrer Hauptamtlichen. Aber Macht muss geteilt werden und ebenso begrenzt und ihr Missbrauch in jeglicher Form eingegrenzt werden.

Das führt zum zweiten Punkt: der bischöflichen und besonders priesterlichen Lebensform:

Ein Pfarrer, der meint, alles machen zu müssen in den ständig mehr werdenden Pfarreien, die er bekommt, der wird irgendwann macht- und hilflos dastehen. Der wird zum Getriebenen und wird ziemlich rasch vereinsamen.

Das System führt sich hier selbst ad absurdum. Denn so ein Beruf ist nicht attraktiv.

Der priesterliche Lebensstil scheint weitgehend von Überforderung und Vereinsamung geprägt zu sein – und das regt nicht zur Nachahmung an. Ich mag da überzeichnen, aber man müsste mal ehrlich den Ursachen für den Rückgang an Priesterberufen auf den Grund gehen. Dabei ist die Berufszufriedenheit bei Priestern durchaus hoch, denn ich bin ja gefragt – und je weniger es gibt, desto mehr – aber da bleibt eben meine persönliche Lebensgestaltung auf der Strecke. Die ist innerhalb weniger Jahrzehnte gekippt. Es gibt keine Pfarrhaus- und damit keine priesterliche Lebenskultur mehr. Viele Pfarrer fristen ein Junggesellendasein. Man müsste da auch mal nach der Lebenszufriedenheit fragen.

Sicherlich ist in vielen Großstädten die Mehrzahl der Haushalte ein Singlehaushalt, aber ob das ideal ist?

Eine Lockerung des Zölibats bringt hier nicht die Lösung aller Probleme, schafft vermutlich neue – was ist, wenn eine Priesterehe scheitert? Aber sie ist dann eben auch nur eine „normale“ Ehe.

Der Zölibat ist ein hohes Ideal, mit Vorteilen, aber auch Nachteilen. Ob er die Hauptursache für den Kindesmissbrauch ist, bezweifle ich, denn sonst dürften Verheiratete keine Täter sein, doch das ist der Großteil.

Jedenfalls wird die Frage nach dem priesterlichen Lebensstil zu einer der großen Herausforderungen in der Kirche werden – und sie muss nach meiner Meinung nicht einheitlich gelöst werden. Als Dekan und auch jetzt bei meinen Vertretungen erfahre ich, wie es in den Pfarreien durchaus sehr viele Engagierte gibt, welche etwa der Eucharistie vorstehen könnten, man müsste sie nur lassen und weihen...

Zum dritten Punkt, der Sexualmoral, gäbe es abendfüllend viel zu sagen. Das Hauptproblem sehe ich darin, dass bisher eine positive Sexualmoral fehlt. Sexualität wurde grundsätzlich unter dem Aspekt der schweren Sünde betrachtet. Sie war nur in Form des Geschlechtsverkehrs in der Ehe zur Zeugung von Nachkommen erlaubt und sollte mit möglichst wenig Lust verbunden sein.

Hier ist die kirchliche Lehre weitgehend vom Leben der Menschen abgekoppelt, die Akzeptanz ist fast vollständig geschwunden.

Gott schuf den Menschen als Mann und als Frau – und er sah, dass es gut war, steht in der Bibel. Ich füge etwas salopp hinzu: Er hat auch Rechtshänder und er hat Linkshänder erschaffen – wie lange dauerte es, bis man Linkshänder anerkannt hat!? Bei der sexuellen Bestimmung eines Menschen sollte diese Anerkennung ebenfalls endlich geschehen.

Die Kirche wird hier eine Antwort finden müssen. Wenn sich in der Liebe Gott selbst zeigt, wenn die Liebe ein Zeichen Gottes ist, dann muss es auch kirchlich einen Weg geben, wie etwa gleichgeschlechtliche Liebe unter den Segen Gottes gestellt werden kann. Das berührt nicht die Auffassung über die Ehe, aber neben der Ehe von Mann und Frau kann es andere Formen der Liebe geben – hier ist der Diskussionsprozess noch nicht abgeschlossen.

Ein großes Thema ist Frau und Kirche.

Würden alle Frauen in der Kirche ihren Dienst einstellen, die Kirche würde zusammenbrechen.

Es geht hier natürlich um die Frage: Frau als Priesterin.

Der Priester repräsentiert Jesus Christus, und der war ein Mann, so sagt die Tradition der Kirche. Doch der war auch ein Jude – und das bestimmte damals das Menschsein genauso wie das Geschlecht. Auf dem erwähnten Apostelkonzil hat man diese Frage gelöst, die Frauenfrage aber nicht.

Wobei sie eigentlich der Apostel Paulus gelöst hat, wenn er an die Galater schreibt: „Ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus als Gewand angelegt. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid „einer“ in Christus Jesus.“ Dem ist nur hinzuzufügen, dass Gott den Menschen als Mann und

als Frau und beide als sein Abbild geschaffen hat. Und er sah, dass es gut war.

Als einen ersten Schritt würde ich die Weihe von Frauen zu Diakoninnen ansehen, damit sich auch die Weltkirche daran gewöhnt, dass Frauen einen amtlichen Dienst in der Kirche ausüben können und sollen.

„Kirche, wohin gehst du?“ Es geht um Entwicklungen, um neue Wege in unserer Kirche – und dazu möchte ich – noch nicht ganz am Ende – auf die sog. Strukturreform eingehen, denn die hat unmittelbare Auswirkungen auf das Gemeindeleben.

Das hauptamtliche Personal – Priester und Gemeinde- und PastoralreferentInnen – wird dramatisch weniger. Noch soviel Anstrengungen und Gebete brachten keinen Erfolg. Ich sagte mal in einer Dekanekonferenz: Wenn Gott unsere Gebete nicht zu erhören scheint, will er uns vielleicht zeigen, dass die Kirche neue Wege gehen soll. Aber das wollte man nicht hören. Stattdessen schuf man mit wohlklingenden Worten eine „Strukturreform“ mit „Seelsorgebereichen“, „pastoralen Räumen“, „leitenden Pfarrern“, „Pfarrvikaren“, „Pastoralteams“ usw. Pfarreien sollten sich nach bestimmten Zahlenvorgaben zu Einheiten zusammenschließen. Es gab eine erste Runde, da waren die Zusammenschlüsse noch überschaubarer – aber die Zahlen der Hauptamtlichen gingen weiter zurück. Also griff man wieder zur Methode der 4. Grundrechnungsart: man dividiert die Gläubigen durch die Zahl der Priester – und die Gebiete werden wieder größer. Das ist vereinfacht ausgedrückt, aber Sie merken vielleicht, was ich davon halte.

Auf das Dekanat Erlangen übertragen:

Es gibt künftig drei Seelsorgebereiche mit je einem Verwaltungssitz. Dort sind der leitende Pfarrer und ein sog. Verwaltungsleiter angesiedelt. Der leitende Pfarrer ist der Vorgesetzte im Pastoralteam und verantwortet die gesamte Seelsorge, der Verwaltungsleiter ist der Vorgesetzte für das andere hauptamtliche Personal wie Mesner, KindergärtnerInnen usw. Er ist auch zuständig für die Kirchenverwaltungen und die gesamte Verwaltung und soll so den leitenden Pfarrer entlasten. Beim Verwaltungssitz ist auch das zentrale Pfarrbüro angesiedelt.

In jedem Seelsorgebereich gibt es sog. Pfarrvikare, die keine selbständigen Pfarrer sind, sondern dem leitenden Pfarrer unterstehen. Zusammen mit den Pastoral-/GemeindereferentInnen bilden sie das Pastoralteam, das für die gesamte Seelsorge mitverantwortlich ist und sie unter sich aufteilt.

Seelsorgebereich Aurach-Seebachgrund mit St. Magdalena als Verwaltungssitz und Pfarrvikare in St. Otto und Hannberg. Niederndorf und Weisendorf gehören noch dazu.

Seelsorgebereich Erlangen Nord-West mit St. Xystus als Verwaltungssitz und Baiersdorf und Röttenbach Pfarrvikare. St. Heinrich, zu den hl. Aposteln, Dechsendorf und Bubenreuth gehören noch dazu.



Seelsorgebereich Erlangen mit St. Bonifaz als Verwaltungssitz und St. Peter und Paul und St. Theresia als Pfarrvikare. Hl. Kreuz, Herz-Jesu und Uttenreuth gehören noch dazu.

Die Pfarrbüros, die Kirchenverwaltungen und die Pfarrgemeinderäte können erhalten bleiben, es sind aber zusätzlich aus allen Gremien Gesamtausschüsse zu bilden. Das Ganze ist erst noch im Werden.

„Die Zeichen der Zeit erkennen und im Licht des Evangeliums deuten“, so lautet ein Kernauftrag des Vat. II für die Kirche von heute.

Auf diesem Hintergrund habe ich eingangs vier Wegzeichen genannt. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zeigen sie die Aufgabe der Kirche in der Welt.

Das erste mit den Jugendlichen, die sich ohne Weltanschauung für normal halten.

Mein Leben kann ich nicht selbst schaffen. Ich verdanke es meinen Eltern, aber auch die konnten es nicht selbst schaffen. Ich verdanke es einer Kraft außerhalb von mir, über mir. Von dieser Kraft bin ich gewollt und auch geliebt. Leben benötigt Sinnstiftung und Orientierungspunkte.

Zugänge zu Gott aufzuzeigen, die Kunde von Gott zu verkündigen, Gott ins Gespräch bringen, Wege zu Gott aufzeigen, das ist die Grundaufgabe von Kirche.

Das zweite: Christen reißen sich das Weihnachtsfest unter den Nagel. Jesus als die Mensch gewordene Liebe Gottes verkündigen und seine Bedeutung herausstellen und ebenso die Grundlagen und Werte, die das Christentum für unsere Welt und Gesellschaft gebracht hat, muss das zweite Zentralanliegen von Kirche sein. Außerdem muss Kirche erkennbar sein und zeigen, was sie Gutes tut und den Menschen bringt. Ich denke etwa an die Sozialkompetenz, die sich LeiterInnen von Minis oder Zeltlagern oder Pfadfinder und anderen Jugendgruppen erwerben – davon lebt doch eine Gesellschaft. Und sogar viele Showmaster oder Bandmitglieder hatten ihre ersten Auftritte in der Kirche. Wir brauchen keine Minderwertigkeitskomplexe zu haben und brauchen uns nicht zu verstecken!

Das dritte: Meine Begegnung in Leipzig.

Kirche muss die Begegnung und das Gespräch suchen – unaufdringlich, aber mit allen Menschen. Sie muss offen auf die Menschen/Ränder zugehen und in Kommunikation mit ihnen treten. Jesus hatte sogar Kommunikation mit Heiden, mit Samaritern und in der Öffentlichkeit mit Frauen, damals ein ungehöriger Vorgang! Als Wort hat Gott sich mitgeteilt, im Wort können wir ihn mitteilen. Und das ist immer auch ökumenisch zu betrachten!

Das vierte: Der Männertreff in Uttenreuth.

Ich muss nicht warten, dass von oben her etwas geschieht. Kirche und Glaube kann ich selbst in die Hand nehmen. Wir benötigen Gruppen, Bewegungen, Zentren, welche den Glauben leben und ausstrahlen. Kirche

geschieht vor Ort, Kirche lebt vor Ort – und da braucht es nicht immer einen Pfarrer dazu. Kirche sind alle Getauften und Gefirmten. Kirche sind auch Sie als katholische Studentenverbindung. Sie leben Ihren Glauben, Sie bekennen Farbe und machen unsere Kirche ein Stück bunter. Sie tragen Ihre Werte in Ihr Leben hinein. So sind Sie wie die Kirche nicht überholt oder altmodisch, Sie gehen als Burschenschaft den Weg von Kirche mit in die Zukunft, in die Jesus uns führt. Kirche geht in die Zukunft, mit Ihnen. Und jetzt danke Ihnen für Ihr Zuhören und Ihre Geduld.  
*J.D.*